

Amélie SCHENK und Galsan TSCHINAG: *Im Land der zornigen Winde. Geschichte und Geschichten der Tuwa-Nomaden aus der Mongolei*. Frauenfeld: Verlag im Waldgut 1997. 240 S. ISBN 3-7294-0245-5. Broschur, DM 40,-.

Es ist ein gutes Buch. In verständlichem Plauderton gehalten, leichte doch gehobene Lektüre, sei es allen herzlich empfohlen, die dem schwellenden Strom der Mongolei-Touristen sich anschließen wollen. Aber auch Studenten der Mongolistik werden es mit Vorteil lesen, soweit sie sich für die Gegenwart der Leute, des Landes und seiner Geschichte interessieren. Dieses Buch erscheint umso wichtiger, als Reisende und Studenten sich körperlich bzw. geistig in ein Land begeben, das ihnen völlig fremd und unbekannt ist. Die Menschen aber, denen sie dort begegnen, sind mißtrauisch – haben sie doch bis dato mit Fremden nur die allerschlechtesten Erfahrungen gemacht: mit Russen, nämlich, und mit Chinesen, mit Leuten, also, die darauf aus waren, ihre Umwelt (Wälder, Bodenschätze) auszubeuten, und sie auch sonst zu berauben, an Kultur, an Würde, an Leib und Leben. Es ist die alte Geschichte von Kain und Abel, die jüngere Geschichte der protestantischen Siedler und der Indianer Nordamerikas, der Juden und der Palästinenser, der Industriekonzerne und der Urwälder Südamerikas oder Sumatras und ihrer Bewohner ... Immerhin, der Zusammenbruch der Sowjetunion und die Umwälzungen in China haben es mit sich gebracht, daß die Tuwa mit einem blauen Auge davongekommen sind – diesmal noch wie es der Autor stets aufs neue betont: Es gibt uns noch!

Und nun, in der Hoffnung, zu etwas Geld zu gelangen, versuchen die Zentralregierung in Ulan Bator und die Lokalregierungen im fernen Altai, Touristen in die einst so herrlich schöne Natur zu bringen; denn teilweise ist sie trotz aller sozialistischen Verwüstungen noch immer sehr schön, und es lassen sich hübsche Photos schießen und entsetzlich große Böcke. Und an diese Schützen wendet vornehmlich sich das Buch. Der verwesende Tierkadaver und die windschiefe Jurte – Motive, welche Fernsehreporter zu faszinieren scheinen (z. B. p. 102) – der Autor erklärt uns, warum es sie gibt: Ersterer ist eine Notwendigkeit der Natur, letzteres geschichtlich bedingt; beide aber sind nicht so interessant, wie die fette Herde, welche – wieder! – da ist, und die neue Jurte, welche von Neubeginn und keimendem Wohlstand zeugt. Man erfährt von den Höflichkeits- und Eßsitten und daß man beim Betreten der Jurte die Türschwelle nicht mit dem Fuß berühren darf; man erfährt ziemlich genau, was ein Schamane ist, detto die Murmeltierjagd; man erfährt humorvoll-drastisch, wie der junge Nomade die Nomadin seines Herzens liebt und umgekehrt (nämlich, wie die Rösser). All das: ob wichtig, ob trivial, doch stets lebendig aus befügtem Munde zu erfahren, ist interessant und lehrreich. Manchmal hege ich allerdings meine Zweifel: freilich nicht bezüglich der Fakten, sondern bezüglich ihrer Begründung. Zum Beispiel, p. 159, der „vormals“ geübte Brauch, daß alte Leute sich von ihrem Lieblingsenkel ersticken ließen. Die utilitaristische Begründung, der alte Mensch „... fiel der Sippe nur noch zur Last“, kann ich schwerlich gelten lassen, sondern postuliere einen ähnlichen Beweggrund wie bei der zuvor beschriebenen Tötung eines alten Hundes: das Mitleid; zumal an sich ja der Nomade ein reicher Mann ist, insoferne ihm die Nahrung niemals knapp (Naturkatastrophen ausgenommen, oder politische). Gar wohl aber kann ich mir vorstellen, daß die alte Großmutter, die fürchterlich unter Rheumatismus leidet, ihre Familie um einen letzten Liebesdienst bittet und diesen auch erhält. Denn das würde gar manche auch bei uns sich wünschen – anstatt von der Wissenschaft, als „hochinteressanter Fall“, von Behandlung zu Behandlung, sprich von Experiment zu Experiment, geschleppt zu werden.

Ein meditatives Buch, also, voll der Probleme der Entwicklung; und immer wieder bin ich auf's peinlichste berührt von der westlichen „Kultur“, die da als Ansprech- und Austauschpartner auftritt – es stimmt schon, aber man liest's nicht gerne. Als Khublai Khan den Papst um Missionare anscrieb, da schickte dieser ihm „den Donat“: Er sitze leider in Avignon und bedaure, derzeit nicht in der Lage zu sein, gelehrte Priester zu entsenden. Zwar werden seine Nachfolger gewiß auf das geschätzte Ansuchen zurückkommen, mit Gottes Hilfe; doch mittlerweile möge der Großkhan Lateinisch lernen. Diese zivilisierte, einzig richtige Antwort hätte auch heute noch ihre Gültigkeit. Wenn der Papst schon keinen Pater Antoine Mostaert, C.I.C.M., mehr hat, ihnen zu schicken, und Ostdeutschland keinen Isaak Jakob Schmidt von den Mährischen Brüdern, so doch zumindest eine lateinische Grammatik! Doch wer zahlt die Gebühren und erklärt den Nutzen? In den Augen eines westlich Gebildeten, der unter dem Kulturverfall unserer Tage mindestens ebenso schmerzlich leidet wie Herr Tschinag, begeht dieser die „Unredlichkeit“ (zugegeben, was denn sonst sollte/könnte er tun?), die heile Welt der traditionellen Nomadenkultur im Hohen Altai mit der Unkultur des westlichen Stadtpöbels zu vergleichen. Immer wieder muß ich an den klugen Johann Gottfried Seume (1763–1810) denken – welchen zu lesen, Herr Tschinag sicher viel Vergnügen hätte – und an sein berühmtes Gedicht „Der Wilde“: *Ein Kanadier, der noch Europens / Übertünchte Höflichkeit nicht kannte ... Seht, wir Wilde sind doch bess're Menschen ... Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.*

Nun, „seitwärts in die Büsche sich schlagen“, das kann heute keiner mehr, auch nicht im Hohen Altai – dort schon deshalb nicht, weil er vor zwei Generationen abgeholzt wurde. Solches und noch vieles andere erfährt man aus diesem leicht zu lesenden aber inhaltsschweren Buch.

PS: Der Klappentext stellt Herrn Tschinag vor als das Stammesoberhaupt der Tuwa, Dichter und Schriftsteller, der zumeist auf Deutsch schreibt – hat er doch in der DDR eine Ausbildung genossen (hierüber ein ebenso interessantes wie humorvolles Kapitel).

Frau Schenk ist Ethnologin mit Schwerpunkt Mongolei und Kennerin des Schamanentums.

F.A. Bischoff, Hamburg/Wien